

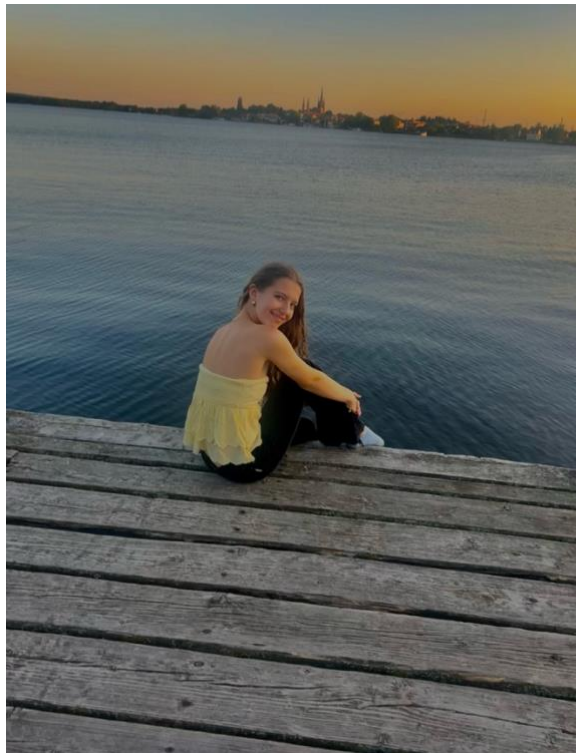
36. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden- Württemberg 2026

Thema 7

Ein Gespräch, das nie geführt wurde

to, co między nami milczy
Das Ungefragte zwischen uns



Von *Emily Granacher*

K1, Berthold-Gymnasium Freiburg

to, co między nami milczy
Das Ungefragte zwischen uns

Januar 1991

„Aleksandra?“ – Schweigen.

Niemand ist Aleksandra, niemand kennt sie.

„Aleksandra“ – diesmal lauter – lauterer Schweigen.

Das Schweigen dehnt sich aus, nimmt den Raum ein,
dann die Köpfe.

Wird durchbrochen „Ola, bitte sehr.“

Als würde es ihn seiner letzten Kräfte berauben, hebt der Mann mit der Krawatte seinen Blick von der Namensliste, lässt ihn schwerfällig über die Bankreihen schweifen. Er sucht. Sucht nach jenem namenlosen Gesicht, das sich so geschickt unter den anderen verbirgt. Sucht diejenige, die es wagt seinen morgendlichen Rhythmus zu durchbrechen.

Sie, - Nummer 13 auf der Liste, zweite Reihe, mittlerer Platz, Wandseite.

„Ola“, sagt sie nocheinmal in ihrer leisen, melodischen Kinderstimme, „das ist mein Name.“
Schweigen, - dann brüllendes *Schweigen*.

Der Krawattenmann sucht noch immer. Sucht ihr Gesicht ab, das von Nr. 13, das von Aleksandra, findet nichts. Nichts, das sie von den anderen Mädchen in der Klasse unterscheidet. Nichts als große, blaue Augen, umrahmt von weichem, blondem Haar.

„Ola“ sagt sie erneut.

Sein Blick richtet sich wieder auf die Namensliste, auf ihren *Nachnamen*. Ihn durchzuckt die Erkenntnis wie ihn der Biss einer Schlange treffen würde. Einmal noch sucht er sie, findet sie sofort, so auffällig wie sie unter den anderen hervorsticht, mit ihren fast weißlichen Haaren, den eisblauen Augen. *Russin*, denkt er, *auf jeden Fall osteuropäisch*, bevor er den nächsten Namen von der Liste abliest. Als hätte dieser kurze Moment nur in ihrer Einbildung existiert.

So verhält es sich mit jenen Augenblicken, die zu klein sind, um im Blick der Welt Bestand zu haben. Ein Außenstehender sieht den ersten, winzigen Riss nicht, den ein solcher Moment im Herzen eines anderen hinterlassen kann, weiß nicht um seine Fragilität. Irgendwann wird der Riss in einem verzweigten Netz aus weiteren Rissen seinen Ursprung verlieren. Nicht

direkt. Aber wer würde sich überhaupt dafür interessieren, wenn doch Fragen, Antworten, Verantwortung nachsichziehen?

Ihr, Nr.13, der *Russin* – Ola, wurde in diesem Moment jener bezeichnender Riss zugefügt. Einem kleinen Mädchen von vielleicht neun, zehn Jahren. *Weil* sie verstand, dass es den Krawattenmann nicht *interessierte*. *Weil* er sie von nun an übergang, sie jeden Tag aufs Neue *Aleksandra* nannte, ohne auf ihren Protest zu achten. *Schlimmer* waren hingegen jene Tage, an denen er bei ihren Versuchen, sie selbst zu bleiben, die Augen verdrehte, sie gar beschimpfte. *Weil* er sie behandelte, als sei sie ein Hund, der nicht auf seinen Namen hören wollte. *Weil* sie Stück für Stück ihres Kindes beraubt wurde. *Es interessierte* ihn nicht. Nicht, dass *Ola* die Verniedlichung von *Aleksandra* war, nicht, dass sie eigentlich aus Polen stammte, nicht einmal, dass ihre Großeltern Deutsche waren, was ihm bestimmt gefallen hätte, dass sie am allerliebsten Bananen aß.

Der Krawattenmann wusste es nicht. Weil er zu einem Urteil gekommen war. *Es interessierte* ihn nicht.

Juni 2001

Der Duft von Bananenkuchen schwebt durch die Luft, noch bevor ich weiß, warum ich stehen geblieben bin. Er kommt leise, fast schüchtern, klopft erst gegen die Tür meiner winzigen Küche und breitet sich langsam in der ganzen Studentenwohnung aus, als hätte er Angst, mich zu stören. Instinktiv schließe ich die Augen, nehme den Geruch in mir auf, der eine unerwartete Wärme mitsichbringt, und mich zu längst vergangenen Tagen zurückversetzt. Süß, einladend, tröstend. Solchen Tagen, an denen meine Ma nur für mich früher nach Hause kam, um mich mit diesem, *meinem* Kuchen zu überraschen. Solche Tage, an denen man die Zeit vergisst und die Welt nur aus süßen Kuchenkrümeln und Streuseln besteht. Tage, die in einer Sekunde verstreichen können,- bisher habe ich von ihnen erst 20 erlebt. Seltsam, denke ich, während ich die automatische Anzeige der Küchenuhr fixiere, die mir verrät, dass der Kuchen in 20 min aus dem Ofen muss. Mittlerweile sind es schon 20 Jahre. 20 Geburtstage, die sich wie 20 min angefühlt haben. Seltsam, denke ich, seltsam, wie sehnlichst man sich als

Kind wünscht, älter zu werden, bis man eines morgens aufwacht, und bemerkt, dass dieser Traum des Erwachsenseins viel zu früh zur Realität geworden ist.

Vielleicht war das der größte Fehler, das Überschreiten dieser Grenze zum Erwachsenwerden. Kinder sehen keine Grenzen, in ihrer Welt gibt es nur Klettergerüste. Eine schöne Illusion, denke ich, besonders für jene, die zwischen zwei Heimaten stehen und nirgends vollständig ankommen, auch wenn sie glauben, das Gerüst längst erklommen zu haben. Der Gedanke verwirrt mich.

Abwesend wickle ich eine blonde Haarsträhne um meinen Finger. Wie stolz war ich früher, wenn mich ein Erwachsener nach meinem Alter fragte und ich ihm dieses mit zehn entgegengestreckten Fingern demonstrieren konnte. Ab heute müsste ich dem Fragenden diese Bewegung zweimal vorführen. Zweimal. Für 20 Jahre, für zwei Lebensabschnitte. Und plötzlich ist der Gedanke einfach so da, löst in meinem Herzen eine Leichtigkeit aus, von der ich nicht gewusst habe, dass ich sie nie hatte. Oder ich habe es bloß vergessen. Denn zwei Leben bedeuten einen neuen Grenzüberschritt, bedeuten *Halbzeit*.

Als ich zehn wurde, sind meine Ma und ich über die Grenze nach Deutschland. Seit zehn Jahren bin ich in Deutschland zuhause, habe deutsche Freunde gefunden, eine deutsche Schule besucht, *studiere* sogar Deutsch. *Seit* einer drittel Stunde bin ich jetzt 20. 20 Jahre und 20...fast 21 Minuten alt. Zehn Jahre Polen, zehn Jahre und eine drittel Stunde Deutschland. Unwillkürlich verziehen sich meine Mundwinkel zu einem erst zaghaften Lächeln, das immer breiter wird. Nein, nicht *Halbzeit*. Wäre das hier ein Fußballspiel würde Deutschland in die Verlängerung gehen.

Das Herkunftsland meiner Großeltern,
das Land, in dem ich erwachsen geworden bin,
das Land der Bananen.

Ich erinnere mich, wie Ma mir damals sagte, es würde für uns in Polen keine Zukunft geben. Sie redete viel über politisches Zeug, das ich nie wirklich verstand, darüber, dass es hart werden würde, sie ihren Beruf als Lehrerin aufgeben müsste, ich meine Familie, meinen Hund vielleicht nie wieder sehen würde.

Ich hörte ihr nicht zu. Dachte nur an das, was man sich in der Schule über Deutschland erzählte, über das *Land der Bananen*. Dass es exotische Früchte in Läden zu kaufen gab, von denen die Leute behaupteten, dass sie noch süßer als der Milchzucker schmeckten, den ich so gerne aß.

Das schrille Klingeln der Küchenuhr lässt mich ruckartig hochfahren; Der Kuchen ist fertig. Schnell greife ich nach der Ofentür, will sie schon aufreißen, als mir aufgeht, dass nur die oberste Schicht des Bananenkuchens eine goldbraune Färbung angenommen hat.

Stirnrunzeln betrachte ich den Kuchen, der zwar oberflächlich eine nahezu perfekt wirkende Kruste bildet, darunter jedoch noch in seiner flüssigen Konsistenz vorliegt. Bei meiner Ma war er nach 20 Minuten immer zum Servieren bereit. Mit einem Blick auf die Uhr stelle ich fest, dass nicht mehr viel Zeit bleibt, bis meine Gäste eintreffen. Und Ma. Sie wird sowieso viel zu früh hier aufkreuzen und sich dann über die vermeintliche Unordnung, mein Aussehen oder den unfertigen Kuchen beschweren. Ich erhöhe die Backzeit, um weitere 20 Minuten, dann laufe ich beschwingt den kurzen Weg in in mein Schlafzimmer. Die Uhr tickt.

Auch dieses Mal begleitet mich der süße Duft des Bananenkuchens.

Juni 2001, kurz darauf

Das Kleid, das ich trage, schimmert in tiefem Blau, ist zeitlos, glattgebügelt, wunderschön. Das sagt sogar Ma. Der Stoff bewegt sich weich, folgt jeder meiner Gesten, ohne Widerstand, als wüsste er, wie er mich am besten trägt. Es fühlt sich an wie ein stiller Rahmen, der das, was ich bin, deutlicher hervortreten lässt.

Vor dem Spiegel bleibe ich stehen. Ich will mich drehen, die Farbe des Kleides bewundern, das ein ähnliches Blau trägt wie meine Augen, doch das Glas weigert sich mich einzufangen. Die zarten Risse im Spiegel verhindern eine klare Sicht, sind offenbar zu tief in das Glas eingedrungen, um mehr als nur meinen schemenhaften Umriss zu reflektieren.

Nur die Fotos von Freunden aus der Grundschule, von mir an meinem zehnten Geburtstag und meinem kleinen Dackel von früher sind scharf. Gemeinsam mit bedeutungslosen Zeitungsausschnitten und kleinen Notizen habe ich sie über die größten Risse im Glas geklebt, um ihm etwas von seinem einstigen Glanz zurückzugeben. Oder um von seinen Schwächen abzulenken. Ich weiß es nicht.

Danke, Aleksandra, dass du mir geholfen hast. Du bist ein netter Mensch,

- deine Freundin Manda

Das steht auf einer der Notizen. Auf der, die ich von einer alten Schulfreundin erhalten habe, meiner ersten Freundin in Deutschland. Andere Notizen sind neuer, wie die mit den Versuchen meines Freundes, Polnisch zu lernen, als würde er das je brauchen. Ich muss lächeln.

„Den Spiegel hättest du schon vor Jahren entsorgen sollen.“

Erschrocken fahre ich zu meiner Ma herum, die in der Türschwelle zu meinem Schlafzimmer steht. Bei der abrupten Bewegung verhakt sich mein Kleid im Rahmen des Spiegels, reißt ein.

„Ma... du bist zu früh.“

Sie übergeht den Einwand, mustert mich durchdringend, kommt in hochhackigen Schuhen auf mich zu, ändert die Sprache: „co powiesz na cześć, mysz-...“

„Nein, hör auf!“

„czego ode-...“

„Nein!“ Ich schreie, schreie sie an, verstumme.

Ihr Blick wird eine Spur kälter. Sie öffnet den Mund, will etwas sagen, schließt ihn, fragt nicht. Wechselt das Thema wie die Sprache, spuckt aus: „zehn Minuten“, als würde es sie zu viel Kraft kosten, einen ganzen Satz zu formulieren.

„Was?“ Ich schaue sie verwirrt an und etwas in mir bereut sie angeschrien zu haben.

„Zehn Minuten,“ wiederholt sie stur, „deine Küchenuhr sagt zehn Minuten, dann ist der Kuchen fertig.“ – „Achso.“ Sie kommt noch ein Stückchen näher, betrachtet ihr Spiegelbild neben meinem; Sich selbst in einem hochgeschlossenen schwarzen Kleid, mich in saphirblau. Als wäre der Anlass für ihr Erscheinen meine Beerdigung, nicht mein 20. Geburtstag. Sie kommt noch näher, diesmal gelten die Fotos, die Notizen am Spiegel ihrer Aufmerksamkeit.

„Du solltest die wirklich abnehmen.“

Ma deutet auf die Karte meiner Grundschulfreundin, auf Mandas Karte, den allerersten netten Worten, die mir damals jemand entgegengebracht hat.

„Wieso!?“ Ihre Worte treffen mich hart, aber nicht unerwartet- ,dafür hat sie schon zu oft Mandas Karte gegen mich ausgespielt. Ich weiß, dass Ma nichts für sentimentale Dinge übrig hat, dass sie kaum unnützes Zeug bei sich trägt, an nichts ihr Herz hängt, das sie verlieren könnte. Sie liebt nur solche Dinge, die sie in einen Rucksack packen kann. Ich habe da nie reingepasst.

„Sieben Minuten.“

„Was?“

„In sieben Minuten muss der Kuchen aus dem Ofen.“

Unverständnis zeigt sich in ihrer Miene. Ich versteife mich, trete einen großen Schritt von ihr zurück. Der Riss vergrößert sich.

„Wieso soll ich die Karte abnehmen?“ Wiederhole ich, mir ist egal, dass meine Stimme bebt. Keine Antwort. „Wieso!?“ Jetzt spreche ich lauter, unwirsch. Schweigen breitet sich zwischen uns aus, entzieht der Luft den Sauerstoff, macht das Atmen schwer.

„Vier Minuten, myszka.“

Das ist alles, mehr sagt sie nicht, als wäre die monotone Wiederholung der Zeit ihre eigene Art mir etwas mitzuteilen.

„Hol du doch das verdammte Ding aus dem Ofen!“

Jetzt lacht sie. Nicht hysterisch. Sie lacht mich aus. Ich bleibe stumm, sage nichts. Meine Augen starren bloß fassungslos in ihre, blau bohrt sich in blau. Vor einer halben Ewigkeit hat mir Ma erzählt unsere Vorfahren stammten ursprünglich aus Schweden. Deshalb die klare blaue Augenfarbe. Polnisch, schwedisch, deutsch,- langsam glaube ich kein Mensch lässt sich einem Land zuordnen, zumindest nicht ich. Für meine Ma bin ich *zu* deutsch, spreche so begrenzt meine Muttersprache Polnisch, dass man meinen könnte, ich hätte es in der Schule gelernt und später abgewählt. Für die Leute vom Amt bin ich nicht deutsch *genug*, mein Nachname ist zu fremd, zu unaussprechlich, als dass es die deutsche Staatsbürgerschaft aufwiegen könnte. Selbst mein Vorname bereitet mir Probleme, stößt auf Unverständnis. Die meisten Menschen denken, es gehe dabei um das Erregen von Aufmerksamkeit, darum das Umfeld mit Absicht zu verwirren. Sie verstehen nicht, dass ich nicht deutsch, nicht polnisch, nicht schwedisch, nicht „Alexandra“ bin. Ich bin „Ola“, nicht mehr und nicht weniger. Ola ist kein kleines störrisches Mädchen, das seinen Spitznamen schöner findet, als seinen richtigen Namen. Sie ist ein Mädchen, das mit anderen Mädchen und Jungen durch den Wald läuft, verstecken spielt, nichts und niemanden ernst nimmt und abends bei Tisch seinen Großeltern, den Tanten und Onken, seiner Ma von den erlebten Abenteuern erzählt. Ola lebt in einer heilen Welt. Aleksandra in einer, in der sie sich selbst fremd ist, die Sprache nicht spricht, beweisen muss, dass sie ein Mensch ist wie jeder andere. Wenn mich jemand fragen würde, wie viele Freunde, Bekannte, Menschen mich mit *Ola* ansprächen, so bräuchte ich nur eine Hand heben und könnte ihm nur drei, höchstens vier Finger entgegenstrecken. Die andere Hand würde nicht einmal zucken. Aber es fragt auch niemand, ich halte trotzdem an dem Namen fest.

Ma nennt mich „myszka“- *Mäusschen*, selten *Ola*. Als würde sie mir damit sagen wollen, ich solle mich vor der Katze verstecken.

Ma lacht nicht mehr, sie hat das Zimmer verlassen. Manchmal frage ich mich, ob Ma im Stande ist so etwas wie Mitgefühl zu empfinden. Soweit ich mich zurückerinnern kann, hat sie mich seit meinem zehnten Lebensjahr stets allein gelassen. Andere Mütter haben mittags für ihre Töchter gekocht, mit ihnen Hausaufgaben gemacht, sie gelobt, getadelt, verzogen. Mütter wie die meiner Schulfreundin Manda.

Ma hat mittags geschlafen, nachts gearbeitet. Die Tage, an denen ich Geburtstag hatte, waren meine glücklichsten. Geburtstag zu haben, bedeutete, dass Ma nur für mich Bananenkuchen buk. Nur für mich. Für Ola. Sie liebte Bananenkuchen.

Eine Träne kullert über meine Wange, ich habe gar nicht bemerkt, dass ich begonnen habe zu weinen. Ma weint nie, das ist alles woran ich denken kann. Sie löst Probleme, handelt bedacht, nicht emotional. Was sie berührt, stößt sie von sich, verdrängt es, verdrängt mich. Dass sie sich über eine vermeintlich bedeutungslose Karte einer alten Schulfreundin aufregt, ist allerdings seltsam, passt nicht in das Leben einer Frau, die sich nur um das Gewicht ihres eigenen Rucksacks kümmert. Durch den Tränenschleier hindurch wische ich mir über mein Gesicht, trete wieder an den Spiegel, näher an die Karte von Manda heran, die da hängt, strahlend weiß wie ein unausgesprochenes Friedensangebot. Ein Blick in den Spiegel verrät mir, dass die salzigen Tränen meine Wimperntusche über mein ganzes Gesicht verteilt haben. Die schwarzen Schlieren lassen mich aussehen wie ein Kind, das lediglich die Maske eines Erwachsenen trägt. Für einen kurzen Moment verharre ich so, schaue das andere Mädchen im Spiegel an und erkenne sie fast nicht wieder, fast. Ich wende meinen Kopf von ihr ab und konzentriere mich ausschließlich auf die Karte, pflücke sie behutsam vom Spiegel. Sofort werden die Risse im Glas sichtbar, zeichnen sich deutlich ab wie winzige Narben. Die Karte hingegen wirkt glatt, unbefleckt, ist strahlend weiß. Eine weiße Fahne könnte nicht weißer sein. Die Schrift darauf schlingt sich in schwungvollen Schleifen, als wolle sie sich selbst feiern, so anmutig und sicher, dass sie fast fremd wirkt, fast.

Danke, Aleksandra, dass du mir geholfen hast. Du bist ein netter Mensch,

- deine Freundin Manda

Worte, die ich noch jetzt, zehn Jahre später auswendig kenne. Es war die *erste* nette Nachricht, das *erste* Mal, dass mir jemand in meiner Grundschulklasse etwas Nettes gesagt hatte. Ich taste nach dieser Erinnerung, doch sie entwindet sich mir wie eine Schlange. Vielleicht ist das besser so, Schlangen beißen. Dennoch will etwas in mir an sie denken – an

Ola: Es ist zehn Jahre her, und doch sitzt sie mir gegenüber, dort, an dem kleinen Küchentisch in der Sozialwohnung, an einem dieser Nachmittage, die nach Staub und Bananenkuchen riechen. Ich sehe sie, das Mädchen, das ich einmal war, aber nicht mehr bin. Ihre Hände liegen still auf der Tischplatte, neben dem Teller mit den zuckrigen Krümeln, während die Uhr an der Wand das Ticken nicht lassen kann. *Tick, Tack, Tick...*

Aber die Mädchen kommen nicht. Die Kerzen sind schon heruntergebrannt, und Ma sagt, sie stecken im Stau, ganz sicher. Ich, nein, Ola nickt, weil Kinder glauben wollen. Sie nickt, bis es wirklich klingelt, und plötzlich stehen sie da mit Stimmen, die zu laut sind, mit Worten, die sie kaum versteht. Also lacht sie, weil Lachen eine Sprache ist, die man nicht begründen muss. Manda hat auch blonde Haare, blaue Augen. Sie hat eine neue Uhr und diese zeigt sie allen, während sie lacht wie nur Kinder lachen können, *frei*; Anders als Ola. Manda lacht, als wäre Zeit etwas, das man besitzen kann. Ola sieht zu, lächelt schüchtern, und der Bananenkuchen schmeckt nach Versprechen, die man nicht versteht. Es ist ein schöner Nachmittag. Im Radio singen die Beatles: *„they run and hide their heads, they might as well be dead, if the rain comes,“* die Zeilen hängen noch immer nach, als Mandas bebende Stimme den stillen Frieden zerreißt und sie alle Blicke auf sich zieht.

Ich erinnere mich noch, warum Manda damals weinte, es ging um ihre Uhr, ihre schöne, wertvolle Uhr, die sie plötzlich nicht mehr fand. Alle halfen beim Suchen, sogar Ma.

Wahrscheinlich merkte sie, wie wichtig mir war, die Uhr wiederzufinden, denn gewöhnlich versteht sie nicht, dass der Verlust eines materiellen Gegenstandes mit Schmerz verbunden ist. Sie ist Ma. Sie hängt ihr Herz an nichts, was verloren gehen kann. Nicht mehr.

Nimmermehr.

Wir suchten die ganze Nacht. Die Gäste waren längst gegangen, Mandas Tränen längst versiegt. Wir gaben jedoch nicht auf, Ma und ich. Ich weiß noch, wie sie ein Möbelstück über das andere stapelte, nur um sicherzugehen, dass die Uhr nirgendwo dazwischen gerutscht war. Erinnere mich wieder, wie ich ihr half, und auf meinen Geburtstagskuchen einstach, nachdem wir den Uhr nicht ausfindig machen konnten, so als würde sich Mandas Uhr irgendwo unter dem Zuckerguss vor ihr verstecken. Ich war selbst den Tränen nah, als wir die Armbanduhr mit dem winzigen Ziffernblatt endlich fanden. Sie war tief in der Spalte unseres Sofas eingeklemmt. Tickte. Wie eine Zeitbombe. Dort wo Manda noch einige Stunden zuvor gelegen hatte, die anderen und ich um sie herum, während sie Kuchen aß, und ihn schmatzend mit ihrer doppelbödigen Barbie Geburtstags Torte verglich. Ich würde

Bananenkuchen jederzeit einer Torte vorziehen. Vielleicht hätte ich ihr das sagen sollen. Ihr sagen, dass doch der Geschmack das Wichtigste am Kuchen sei. Sie bitten sollen, ihn nicht wegen seines weniger auffälligeren Äusserens, den fehlenden Streuseln abzuschreiben. Vielleicht hätte unsere Freundschaft dann überdauert. Wenn ich mich nur ein bisschen mehr angestrengt hätte.

Ma hat das ...mich nie verstanden. Sie war am Tag auf meinen Geburtstag gereizt, sobald ich von der Uhr, der Freude sprach, die ich Manda bereiten würde. *Ich* habe *Ma* nicht verstanden. Irgendwie haben wir *uns* nie mehr verstanden, seit dieser Sache mit der Uhr. „Eineinhalb Minuten, Myszka“ tönt es aus der Küche. Tönt es von *Ma*.

Myszka,

vor wem soll ich mich verstecken?

Warum holt sie nicht selbst den Kuchen aus dem Ofen, sie kennt sich damit aus! Mit einem energischen *Ratsch* vertieft sich der Riss in meinem Kleid, gräbt sich Zentimeter um Zentimeter weiter in den seidigen Stoff. Ich stehe nur da, unfähig mich zu bewegen, während sich das traumhafte Kleid um mich herum auflöst. *Möglicherweise* war es nie aus Seide, schießt es mir durch den Kopf. Seide gibt nicht so schnell nach, dieser Stoff hingegen, verhüllt nicht mehr.

Irgendwo im Hintergrund schreit die Küchenuhr, 20 Minuten sind um. Auf Mandas Karte steht noch immer das gleiche:

*Danke, Aleksandra, dass du mir geholfen hast. Du bist ein netter Mensch,
- deine Freundin Manda*

Eine nette Nachricht von einer netten Freundin als Dank, dass ich ihre Uhr gefunden habe. Eine *Ma*, die mir nur kalte Gleichgültigkeit entgegenbringt, wann immer ich sie auf Manda anspreche. Die von mir verlangt hat, diese Karte zu entsorgen, zehn Jahre später. Warum? Etwas verändert sich. Die Karte ist in meiner Hand schwer geworden, und zum *ersten* Mal lese ich sie richtig. Auf blütenweißen Papier hebt sich nur ein Wort deutlich ab, *Aleksandra*. „Ola“ existiert nicht.

Ola ist Vertrautheit, Lachen, Bananenkuchen.

Aleksandra hingegen eine leere Hülle,- Kälte, Vorurteil, Torte.

„Myszka,-“ *Ma* ist zurück, „der Kuchen muss aus dem Ofen.“

Ich sinke in mich zusammen, die Karte gleitet mir aus der Hand und segelt direkt vor die Füße meiner *Ma*. Die Frau im schwarzen Kleid ist zu einer Statue gefroren, weigert sich stumm die

Karte aufzulesen. Da ist etwas zwischen uns, eine Mauer, eine unausgesprochene Frage. Aber Ma rührt sich nicht, kann... *will* die Mauer, die zwischen uns liegt, nicht einreißen, will mich nicht zu sich auf ihre Seite holen. Sie lebt dort mit Schlangen, ich weiß es. Jetzt.

„Ma..., wieso? Die Frage bleibt in der Luft hängen, unvollständig. Ich bin mir selbst nicht sicher, was ich fragen soll, welche Frage die richtige ist, nur, dass es ein Anfang ist, eine erste Frage. Dann stehe ich neben ihr, auf ihrer Seite der Mauer. Sie streicht mir sanft durch das weiche Haar, über den blauen Stoff meines sich auflösenden Kleides. Und ich sehe, wie sie weint. Ma weint nicht um Dinge, die verloren gehen können. Vielleicht weint sie, weil ihr vor langer Zeit etwas verloren gegangen ist und sie es erst jetzt erkennt. Sie erkennt, dass ich immer auf ihrer Seite der Mauer stand, sie nur eine neue errichtet hat, um mich vor einer weiteren Schlange zu schützen, einer weiteren Erkenntnis, der absoluten Wahrheit. Vor der sich das Mäusschen verstecken soll.

Aber das ist vorbei, sie kann sich nicht länger verstecken.

Es kostet mich Überwindung die nächste Frage zu stellen, andererseits hat niemand gesagt es wäre einfach, das letzte Stück Paradies aufzugeben.

“Wieso das...alles? Mit Manda, der Karte, der Abneigung, die du ihr und ihrer Familie gegengebracht hast, damals und heute. Was ist passiert, dass du nach dieser langen Zeit immer noch nicht darüber sprichst? Warum soll ich die Karte wegschmeißen?“

Es folgt Schweigen, dann brüllendes Schweigen.

„Was ist damals vorgefallen?“, flüstere ich.

Ma bückt sich, ihr gebügeltes Kleid wirft Falten, trotzdem hebt sie die Karte auf und beginnt zu erzählen. Von Manda, die eigentlich *Amanda heißt*, allerdings nur bei ihrem Spitznamen genannt werden wollte, mir dieses Recht hingegen verwehrte. Davon, wie wir am Tag meines zehnten Geburtstages die Uhr fanden, wie *glücklich* ich war. Ma stockt, räuspert sich umständlich, will nicht weitersprechen. Ich gebe ihr die Zeit, die sie braucht. Ma bleibt jedoch stumm, fingert stattdessen an ihrer Tasche herum, zieht Nadel und Faden hervor. Sorgsam beginnt sie den Riss im Kleid zu nähen.

„Du hast schon geschlafen,“ sagt sie, „du warst zu erschöpft von der Suche nach der Uhr, um mir aufräumen zu helfen und es war ja auch schon Mitternacht.“ Sie atmet aus, konzentriert sich darauf, die Stiche präzise zu setzen.

„Ich habe einen Anruf erhalten. Von Mandas Mutter. Das Telephonat war kurz, sie war aufgebracht, sagte mir..., sagte über dich...“ -Schweigen.

„Sie sagte, sie wüsste ganz genau, wo wir herkommen würden, du und ich, was wir für eine Art Mensch seien mit welcher finanziellen Situation. Und... und, dass du die beschissene Uhr ihrer Tochter herausrücken solltest.“

Das und noch mehr zischte die gutherzige Mutter von Manda. Die zu jeder Schulveranstaltung Frischgebackenes mitbrachte. Die sich für eine Inklusionsklasse aussprach. Die jede Gelegenheit nutze, um die Sprache anderer auf politische Korrektheit zu überprüfen. Amandas Mutter war wie diese Würgeschlängen aus dem Zoo, die man sich für ein Foto um den Hals hängen kann. Die meisten tun das in dem naiven Glauben, dass sie harmlos sind, bis ihnen ein Vorfall das Gegenteil beweist und die Schlange zudrückt. Ma und ich schweigen, sie näht, ich denke nach. Ich denke an das kleine Mädchen, das sich am Tag nach seinem zehnten Geburtstag voller Freude auf den Weg in die Schule macht, wie sie ihrer Freundin Manda vor dem Klassenzimmer mit einem strahlenden Lächeln die Uhr überreicht. An Mandas Verwirrung und ihre verhaltene Reaktion auf die Uhr, die nicht recht zu den Tränen vom Vortag passen mag. Ich denke an die Karte, die sie mir ein wenig später zusammen mit einer kleinen Brosche schenkt als *nettgemeintes* Dankeschön.

Danke, Aleksandra, dass du mir geholfen hast. Du bist ein netter Mensch,

Danke an Mas kühlen Blick, als ich ihr beides zeige, Karte und Brosche. An die Tage darauf, in denen mir Amandas Mutter unermüdlich anbietet, mich von der Schule nach Hause zu fahren und Ma es mir verbietet. Wie ich jeden Tag den langen Weg nach Hause mit dem Bus fahre, ohne es je zu verstehen.

Es macht mich wütend an das kleine, unschuldige Mädchen zu denken, das ich einmal war, macht mich so wütend.

Weil sie nichts über mich wussten, Manda und ihre Mutter,

Weil sie *Ola* nicht kennen wollten,

weil sie zu einem Urteil gekommen waren,

weil ich keine Torte war,

weil sie der Rest nicht *interessierte*,

Ich schnuppere, 20 Minuten sind längst vorbei, und die Küchenuhr ist verstummt.

In der Luft liegt der verbrannte Geruch von Bananenkuchen.